Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 29

Artikel: Von der Schweizerischen Werkbund-Ausstellung in Zürich

Autor: E.R.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639847

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nicht Tag! Bei diesen Worten drehte sich der Knabe um, schüttelte sich wie abwehrend und schlief weiter. Jetzt beugte sich aber die Mutter über ihn und rief mit heller, scherzender Stimme: „Mutter, ist noch nicht Tag? Es ist Tag, Joseph! Wach auf! Dein Vater ist da!"

Das war ein Blick voll Staunen und Verwunderung, mit dem Joseph jetzt aufschaute, aber er schrie laut weinend, da die Riesengestalt des Vaters sich aufrichtete in der kleinen Dachkammer; er mochte dem Kinde als ungeheuerliche Traumgestalt erscheinen, und wie eine dunkle Wolke trat die Gestalt vor das einfallende Sonnenlicht, es ward dunkel in der Dachkammer. Martina hatte viel Mühe, den Knaben zu beruhigen, Adam mußte die Kammer verlassen, bis er angekleidet war, und in diesen Minuten, da Adam vor der Kammertür stand und drin die Mutter den Knaben beschwichtigen hörte, ging ihm nochmals sein schweres Schuldbewußtsein auf, aber nur flüchtig. Er war der Adam Röttmann, der alles zwingen konnte; er war schwer zornig auf den Knaben, der ihn nicht liebte, ihm nicht um den Hals fiel; er wollte ihn mit Strenge lehren, daß er ihn lieben und als Vater ehren müsse, und das noch heute.

Als Joseph aus der Kammer kam, sprang er schnell an Adam vorbei, die Treppe hinab.

„Der Bub muß anders gezogen werden, das ist keine Art gegen den Vater," sagte Adam voll Zorn zu Martina. Diese aber erklärte ihm, er solle doch denken, wie lieb ihn das Kind habe, da es ihm in Schnee und Nacht entgegenging und keine Furcht kannte; jetzt aber sei das Kind noch natürlich scheu und der Vater ihm fremd. Adam solle in Geduld und Güte das Herz des Kindes an sich gewöhnen und nicht glauben, daß sich da etwas zwingen ließe.

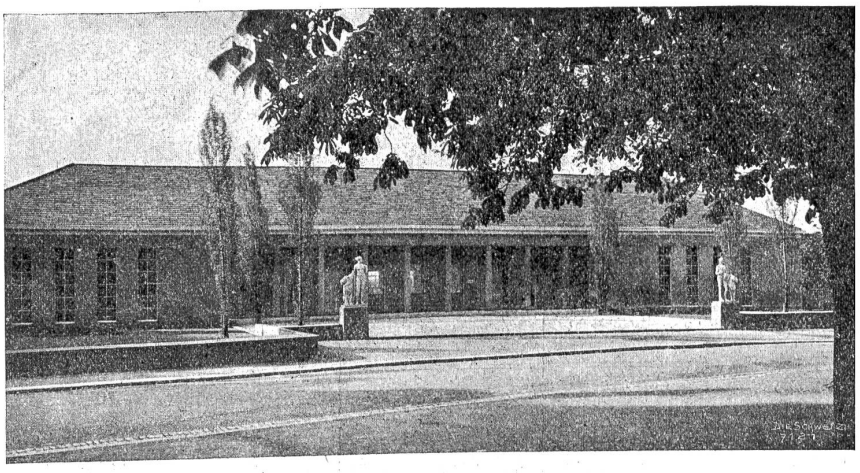
„Du hast recht, hast ganz recht," sagte Adam und ging die kleine Treppe hinab, so schwer, daß das ganze Häuschen wankte. In der Stube stand Joseph im Schoße des Schilder-David und Adam rief dem Knaben zu: „Du kriegst heute was geschenkt von mir, was möchtest du haben? Sag's nur."

Der Knabe antwortete nicht und schaute den Vater scheuen Blickes mit eingezogenen Brauen an. Er verließ den Großvater, ging aber nicht zum Vater; er betrachtete mit verwundertem Blick den Nagel an der Ofenwand, dort hing jetzt eine eingerahmte Schrift. Schon lange vor Tag hatte der Großvater den Konfirmandenspruch der Martina dort wieder aufgehängt. Eben fiel ein breiter Sonnenstrahl auf den Spruch, der da lautete: Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme. Off. Joh. 3, 11.

„Jetzt nur noch eins," rief der Schilder-David, „ich habe was vergessen. Der Pfarrer hat recht, es gibt Satzungen, von denen man nicht abweichen darf, und ich hab' etwas festgestellt und das wird ausgeführt. Komm einmal her, Joseph, komm her." Joseph merkte schon, der Ton ist nicht der gute, aber er ging doch zum Großvater, und dieser sagte: „Hast du heute deine neuen Hosen an? Gut, ich will dir was drein geben. Ich hab' fest gesagt, du kriegst deine tüchtige Tracht Schläge, weil du davongelaufen bist, und jetzt will ich sie dir gleich bar auszahlen." Er langte hinter den Spiegel, holte die Rute herab, und Joseph schrie schon im voraus; Martina wehrte ab und bat, der Großvater solle ihm doch die Strafe schenken; auch Adam bat, aber der Schilder-David sagte: „Diesmal kriegt er sie noch von mir, er hat den Bubenstreich bei mir gemacht und ich muß ihn bezahlen; was er weiter tut, das ist deine Sach', Adam. Du sollst nicht mehr eigenmächtig davonlaufen, Joseph, du sollst dran denken!" Und er legte ihn übers Knie und gab ihm eine tüchtige Tracht Schläge, dann sagte er, die Rute Adam übergebend: „Da, da hast du die Rute, von nun an ist's an dir, ihn in Zucht zu halten; ich hab' das Meinige getan. So, jetzt sind wir fertig." Leise setzte er zu Martina hinzu: „Wenn sie ihn im Dorfe jetzt verhätscheln wollen, wird er dran denken, und das ist gut."

Joseph weinte laut und wollte sich gar nicht wieder beruhigen, als ihm Martina zusprach.

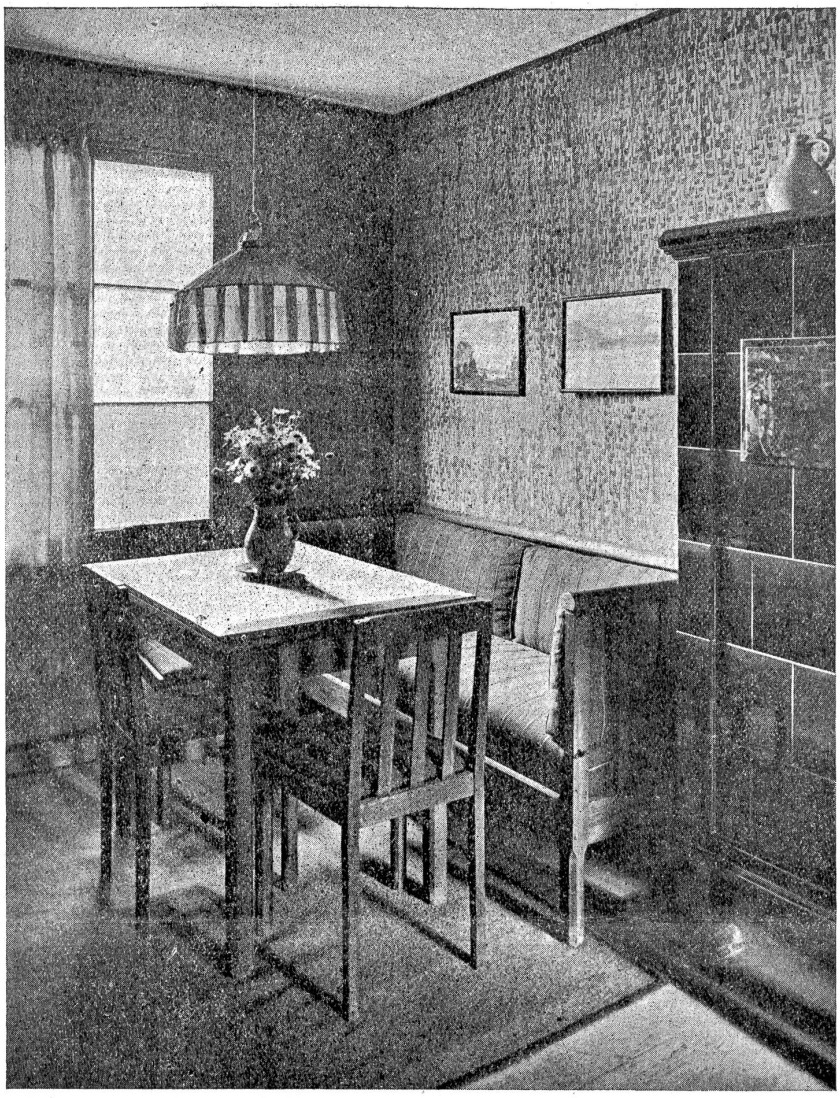
(Schluß folgt.)



Schweizerische Werkbundausstellung in Zürich: Ausstellungsgebäude.

Von der Schweizerischen Werkbund-Ausstellung in Zürich.

Die juliheiße Sonne brennt so feurig auf den alten Tonhalleplatz, daß blaue Luftwellen aufsteigen, die Spaziergänger mit mißvergnügten Gesichtern die Nastücher herausziehen, um sich die Schweißtropfen abzuwischen; auf dem milchblauen See zappeln die Wasserflöhe, die kleinen Boote, und gleiten die schlanken Libellen der Segelschiffchen; und dann, müde, entdeckt man's, ärgerlich zuerst, daß es so unauffällig ist, so gar nicht ausstellungsgemäß, tritt ein und wird sofort von wohltuender Kühle empfangen. Ein Tempel der Arbeit ist's; eine stille Andacht umgibt einen, und während draußen die Menschen vorbeikeuchen, während von fern die Klänge eines Orchesters in die Stille hineinschlagen, packt einem immer mehr die Freude über das, was der Werkbund hier geboten und ausgelesen hat. Ausgelesen aber vor allem. Da ist sozusagen kein Stücklein, das einer ernsteren und unbefangenen Prüfung nicht Stich zu halten vermöchte; erzieherische Arbeit wollte man leisten, und so hat man sich auf eine kleine Ausstellung geeinigt, die nicht den Sinn verwirrt, sondern am Ende einen geschlossenen Eindruck über ein bestimmtes Gebiet zurückläßt. Darum sollte nicht die Fülle entscheiden, nicht der Grundsatz sollte gelten, daß manchem etwas bringt, wer Vieles bringt; nur was sich der Werkbundidee einfügen wollte und konnte, fand Auf-



Werkbund-Ausstellung: Wohnzimmer aus der Arbeiterwohnung der Gewerbeschule Zürich. Tannen gebeizt. Kissen roh aus Gadmentalerstoffen.

nahme, und so ist diese geschlossene, einheitliche Ausstellung entstanden.

Die eine Hälfte der Ausstellung ist gefüllt mit Arbeiterwohnungen, die andere mit Mittelstandszimmern. Wenn schon zu sagen ist, daß die Ausstellung für Mittelstandswohnungen erheblich über dem steht, was in andern Ausstellungen, auch die Landesausstellung nicht ausgenommen, zu sehen war, so ist das eigentlich Neue, das Fruchtbringende, dem alle unsere guten Wünsche mitgegeben sein werden, doch in jener einzigartigen Ausstellung für Arbeiterwohnungen zu suchen.

Man weiß, wie Arbeiterwohnungen aussehen: trostlos, freudlos, Löcher zum Schlafen, zum Hinunterschlingen der Mahlzeit, vielleicht auch zum Ausstrecken, aber nimmermehr zum Wohnen. Der Schmuck der Möbel zeigt sich in gedrehten und mit Kröpfen versehenen Beinen, in prunkvollen Blechbeschlägen, in Hartholzfurnitüren auf schlechtem Tannenholz; Prunkstücke der Wohnung: ein Diwan mit Moquettebezug, grellgrün oder weinrot; ein verlassenener Farbklex. Nirgends so wie da konnte man sehen, wie sehr der Arbeiterbevölkerung die Fähigkeit zu wohnen, sich wohl zu fühlen in einer Wohnung, abhanden gekommen war. Was bedeutete da, in dieser armüteligen Unechtheit, noch das Wort „heimelig"? War es da noch zu verwundern, daß Tausende lieber das Wirtshaus, als ihre Wohnung zum Ausruhen aufsuchten? Den Kindern bot eine solche Wohnung nichts; kam erst noch der dumme Stolz dazu, eine „schöne Stube" zu besitzen, dann wurden die Kinder erst recht von den guten Stücken, die bei Gebrauch sofort zu Schaden gekommen wären, ferngehalten; die Wohnungsnot machte sich, dank dieser unsinnigen Einrichtung, selbst in Familien geltend, die bei richtiger Ausnützung des ihnen zur Verfügung stehenden Raumes recht wohl eine genügend große Wohnung ihr eigen hätten nennen können. Keine Kindheitserinnerungen knüpfen sich an solche Unterschlupfe; die Wohnung als gemütbildendes Element versagt, und die Straße tritt in ihr Recht.

Man hat, in voller Einsicht in die schweren hygienischen und moralischen Schäden, die dem Arbeiter durch seine ungesunde, unfreundliche Wohnung zugefügt wurden, mancherorts Besserung versucht. Die Hauptsache ist natürlich, daß zunächst einmal das zu bewohnende Haus den größeren Anforderungen entsprechen könne. Klug rechnende Firmen bauten daher ihren Arbeitern Häuser; das Beispiel der Privaten befolgte der Bund, der den Eisenbahnern für die Baugenossenschaften Gelder vorstreckte; Wohnungsbaugenossenschaften suchten das Ihrige zu leisten, und in letzter Zeit sind die Gemeinden dazu übergegangen, durch den kommunalen Wohnungsbau gute, gesunde Haustypen zu schaffen. In ihnen aber soll der Arbeiter zunächst seßhaft werden. Das ist notwendig; das ewige Umziehen macht die Wohnung noch charakter- und einflußloser. Darum wird ihm die Wohnung in Verwaltung gegeben. Wir haben in der Stadt Bern einige Beispiele der verschiedenen Arten; gute Beispiele zeigt nun auch die Ausstellung in den Plänen und Bildern von den Eisenbahnerheimen in Luzern, den Arbeiterkolonien in Derendingen, Langethal und Basel.

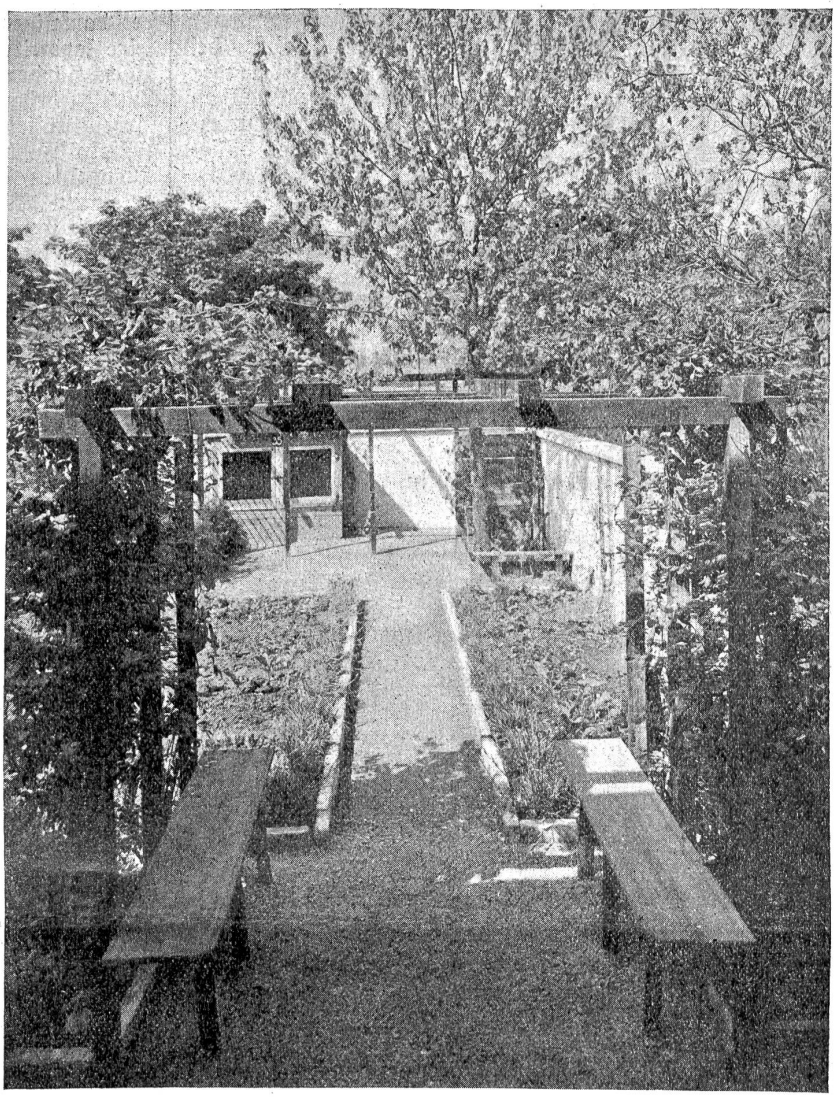
Eigenheim ist's, braucht aber gar nicht in dem alten Sinne aufgefaßt zu werden, daß es nun auch samt allem, was drin und dran ist, dem Bewohner als gesetzliches Eigentum gehöre. Das ist ja auch gar nicht notwendig, daß der Einzelne nun sich als Häuserbesitzer spüre. Wichtiger ist, daß vier Wände um ihn sind, von denen er weiß, daß sie sein stilles Leben umgeben, und nicht heute, wie die Hotelzimmer, zu dem und morgen zu einem andern sprechen. Er muß wissen, daß die Zimmer seine Freude und sein Leid umschließen; sie müssen ihm gute Freunde sein und bleiben. Aber wenn wir das haben: Wie wenig ist noch geschafft!

Denn nun fehlen die Eigenmöbel. O ja, das ist nicht so selbstverständlich, daß jede Familie ihre eigenen Möbel habe. Wir haben die Einrichtung des Pfändens; und von Gesetzes wegen kann morgen dem Arbeitslosen und Zahlungsunfähigen genommen werden, was ihm von bescheidenem Luxus geblieben ist. Wichtig ist es, daß nun die wenigen Möbel, die doch noch selbst bei einer Pfändung im Arbeiterheim bleiben, so beschaffen seien, daß sie den Ansprüchen an gute Möbel zu genügen vermögen. Wenig Hausrat und das gut; ein eiserner Bestand, den auch der Weibel nicht angreifen darf: und es ist dem an Gefühlswerten armen Arbeiterleben viel geschenkt.

Selten geschieht es auch, daß Arbeiter imstande sind, eine ganze Wohnungseinrichtung auf's Mal anzuschaffen. Wer einen eigenen Hausstand gründet, nimmt vorläufig mit dem Nötigsten vorlieb und schafft sich dann, wie der Ver-

dienst es erlaubt und die Notwendigkeit es gebietet, langsam Stück für Stück an. So kommt im Lauf der Jahre ein weiteres Bett hinzu, ein neuer Tisch muß angeschafft werden; vielleicht vergehen darüber Jahre; man lebt unterdessen in einer andern Stadt; bei dem Fabrikmöbel ist es nun leicht, in Zürich, Bern oder im kleinen Dorfe sich die notwendigen Ergänzungsstücke anzuschaffen; denn alle sind genau gleich und charakterlos. Hält der Arbeiter aber etwas auf gute Möbel, so gerät er dann, wenn er einige Jahre später einen allzu charakteristischen und eigenartigen Hausrat ergänzen soll, in Verlegenheit, da Ersatzstücke in dieser Art überhaupt nicht mehr zu erhalten sind. Kauft er nun doch noch etwas dazu, so stehen sich die neuen und die alten Stücke seltsam fremd gegenüber; der alte gute Eindruck ist zerstört und der Kitsch ist wieder in seinem Recht. Soll das vermieden werden, dann muß durchaus auf zu große Eigenartigkeit und auf gewollte Sonderformen verzichtet werden. Nötig ist der Typus, damit sich die Möbel trotz aller Eigenart immer etwas gleichen, so wie die Möbel unserer Vorväter typisch waren: damals kaufte man Jahre später neue Möbel zu den alten, und es fügte sich alles trefflich zusammen. Und dann selbstverständlich: Sie müssen einen Stoß ertragen können. In Arbeiterwohnungen gibt es keine Kinderzimmer; da fährt der Kleine mit seinem Spielzeug, mit Pferd und Wagen durch Schlaf- und Wohnzimmer; allzufeine Möbel schaffen da Aerger und erreichen gerade ihren Zweck nicht: Freude ins Arbeiterleben hineinzutragen.

Es ist viel einfacher, eine Idee auszuführen, wenn man nicht zu sparen braucht. Mit dem hellen Birkenholz und dem schwermütigen Mahagoni, mit den frohen Seidenstoffen und den ernsten Samtbezügen, mit den stolzglänzenden Lacken und den prunkenden Spiegelgläsern: da läßt sich aus dem Vollen arbeiten. Aber bei Arbeiterwohnungen heißt's: beschränke dich! Spare! Leg' Fesseln an deine Phantasie und denk' an die Armen! Und darin liegt etwas, das dem Künstler widersteht; denn Kunst ist allzuleicht aristokratisch und verachtet die Menge.



Schweizerische Werkbund-Ausstellung: Nutzgarten vor einer Arbeiterwohnung. O. Froebels Gartenarchitektur. Entwurf G. Ammann, Gartenarchitekt, Zürich. Gemüsebeete, hinten Kaninchenstall und Komposthaufen.

Aber da trete man nun etwa in den Raum 33 der Werkbundausstellung. Kein Zweifel: es ist eine Arbeiterwohnung, das heißt: die Wohnung eines werktüchtigen Menschen, der abends froh ist, hier seine müden Glieder zu strecken und den Teil des Menschen nun zu seinem Rechte kommen zu lassen, der besonders in der geistmordenden Fabrikarbeit verkümmern müßte. Freundlich und sonnig ist aber der Raum; je länger man darin bleibt, um so wohliger wird das Behagen. Einfach gebeizte, braune Tannenmöbel mit einem ausziehbaren Tisch stehen vor einer grau-braun bemusterten und bemalten Wand. Aber die Nüchternheit, die allzuleicht hinter den braunen und grauen Farben hervorwächst, wird siegreich bekämpft durch die frischroten Ruhbettkissen, den grünen, strahlenden Kachelofen mit seinem gelben Ofentürlein und vor allem von den Feldblumen, die in gelben Vasen noch einmal die Sonne ins Zimmer tragen. Die Möbelformen knüpfen ganz bewußt an die Möbel an, die der Großvater und die Großmutter in ihren jungen Tagen schön fanden; der Künstler hat sich keineswegs gescheut, zu den guten alten Handwerkern in die Schule zu gehen und bei ihnen zu lernen.

Oder dann kommt man in das Dachstockzimmer, das eine ländliche Arbeiterwohnung darstellen kann. Als ich hineintrat, saß just ein junges frisches Frauchen am Tisch; da war's mir, als sollte ich mich entschuldigen, daß ich in die Wohnung hereingeplatzt sei; denn Wohnung und Mensch schienen zusammenzugehören. Später trat eine aufgedonnerte Madame herein; es war wie eine Beleidigung des braven Zimmers. Blaugestrichene Möbel, leicht abwaschbar, in der Mitte ein kleiner viereckiger Tisch mit abgerundeten Ecken und ein schlichtes weißes Deckchen darauf; dann wieder Blumen und vor den Fenstern die roten Geranien: Gibt's etwas Besseres, um junge Leute vor dem Wirtshausbesuch abzuhalten, als solch ein Zimmerchen, ein gutes Buch und gute Gedanken? Dabei ist man durchaus nicht immer konservativ gewesen. Die Ortsgruppe Luzern hat ein graugrünes Zimmer ausgestellt; mächtige Betten und Schränke, die nach reichem Inhalt rufen; der Eindruck aber durchaus der des Neuen, bewußt Erschafften. Dann nehme man die Wohnküchen! In der Küche zu wohnen, ist eine Zumutung, wenn man an die finstern, geschwärzten Kochlöcher denkt, die für unsere Arbeiter die Küche darstellen müssen. Aber diese Küchen sind

geräumig, rote Fliesen, blaue Plättchen, abwaschbare Wandkacheln verstärken den Eindruck einer sichern Hygiene; bei den Küchenmöbeln fehlt die Bank mit den einladenden Lehnen nicht; da sind blitzende Töpfe und glänzende Pfannen, summende Kochherde und wieder Blumen und Blumen! Ueberhaupt hat die Werkbundausstellung für diesen billigsten und schönsten Wandschmuck viel getan.

Vergessen wir aber das andere nicht. Schritten wir durch die Landesausstellung und besahen die schönen Wohnräume, dann konnte man oft wie vor den Kopf geschlagen stehen bleiben. Mitten in der schönsten Wohnungsausstellung war ein kitschiges Wohnbild zu sehen; auf's Mal verstand man, warum sich die Künstler beklagen konnten, sie seien mit der Wohnkunst in gar keinem Zusammenhang mehr. Hier aber dient das Bild zur Belebung der Wohnung. Sei es nun eine Lithographie, sei es ein billiges Aquarell, sei es eine Radierung oder ein Holzschnitt — immer hat man dem Künstler mit seinem Eigenwerk das Wort gegeben und für den guten Wandschmuck sicher mächtig gewirkt.

Ich darf an den übrigen Schönheiten dieser Ausstellung vorübergehen. Wer um des guten Gewerbes willen nach Zürich geht, der wird dort ehrlich und glänzend gearbeitete Silberwaren, Kelche und Monstranzen, charaktervolle Geschäftsaufschriften, sachliche und brave Spielwaren und blühende Gärten finden. Das ist alles sehr schön und es soll nicht unterschätzt werden. Aber der Wert dieser Ausstellung liegt doch darin, daß sie verstand, einen guten, auch von der Maschine herstellbaren Typus der Arbeiterwohnung zu schaffen, ohne dem Götzen des Ramschs und der Würdelosigkeit zu verfallen. Daß man dies Problem angepackt hat, kann den Leitern der Ausstellung, den Herren Architekt Altheer und Dr. Röthlisberger, nicht genügend verdankt werden. Man wird den Wert dieser Tat auch nur dann richtig einschätzen, wenn man sich der vollen Schwere des Schiller'schen Wortes bewußt ist:

„Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und satt zu essen hat; aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll." E. R.

Die Schnittersonntage von Kirchberg und Koppigen.

Von Fr. Vogt.

Ich führe heute die werten Leserinnen und Leser in eine schöne und fruchtbare Gegend unseres lieben Bernerlandes. Das Gebiet zwischen Burgdorf, Utzenstorf und Koppigen gehört zu den fruchtbarsten und wohlbebautesten des Kantons. Stattliche Bauernhöfe in großer Sauberkeit atmen Wohlstand und Habilichkeit. Manch' einer ist darunter, der einem wahren Herrschaftssitz gleichkommt. Schon Jahn schreibt in seiner Chronik vom Bernerland: „Koppigen besitzt weite Ackerstrecken und zeichnet sich durch ziemliche Wohlhabenheit aus, von welcher der fleißige Feldbau die Quelle ist". Das gleiche läßt sich auch von Kirchberg, Ersigen und andern benachbarten Dörfern sagen. Die weite Ebene galt mit Recht von jeher als die Kornkammer Berns. Auch in den Jahren vor dem Krieg wurde hier viel mehr Getreide gepflanzt als anderwärts im Kanton, und es war mir stets eine Freude, zur Erntezeit durch die von großen, goldgelben Getreidefeldern wogende Gegend zu pilgern. Vor Jahrzehnten aber waren diese Felder noch mächtiger und der Getreidebau war die wichtigste bäuerliche Arbeit. Man schätzte einen Landwirt nicht nach der Zahl seiner Viehware ein, sondern nach der Anzahl Garben, die er einheimste und auf seinem Söller zu großen Haufen kunstreich aufschichtete. Der aus dem Getreidebau erzielte Erlös aber war die Haupteinnahmsquelle manches Bauern. Heute, da wieder viel mehr Getreide gepflanzt wird, kann man sich ein ungefähres Bild der damaligen Zeiten machen. Damals aber gab es noch keine landwirtschaftlichen Maschinen, und tausende von fleißigen Händen waren nötig, um den goldenen Segen unter Dach zu bringen. Auf größern Gütern genügten die eigenen Arbeitskräfte bei weitem nicht und es mußten zahlreiche Hilfskräfte für die Erntezeit eingestellt werden. Aus diesem Mangel an Dienstpersonal wuchsen die berühmten, weithin bekannten Schnittersonntage heraus. Vor Zeiten gab es solche in verschiedenen Ortschaften des Oberaargaus. Keine aber sind so berühmt geworden wie diejenigen von St. Niklaus bei Koppigen und von Kirchberg; sie haben sich bis auf unsere Tage erhalten. Selbst der Krieg hat sie nicht zu unterdrücken vermocht, und die Schnittersonntage wurden auch dieses Jahr in altgewohnter Weise abgehalten, in Koppigen am 14. Juli und in Kirchberg am 21. Juli.

An diese Schnittersonntage kommen nun, teils von weit her, Schnitter und Schnitterinnen, die sich für die Ernte dingen lassen wollen, Taglöhner und Taglöhnerinnen; ja früher schämten sich Bauernsöhne und Bauerntöchter aus dem Emmental und dem Luzerner Gebiet, hauptsächlich dem Tal der Luthern, nicht, „in die Ern" zu gehen, „in die Dörfer", wie man damals die Ortschaften des ebeneren Landes kurzweg bezeichnete. Ihre Heuernte war in diesen höhern Lagen eben fertig geworden, die Halmfrucht dagegen noch nicht reif, und so bot sich Gelegenheit, in der Zeit zwischen ihren eigenen „Wercheten" ein schönes Stück Geld zu verdienen. Viele gingen aber auch, um Land und Leute kennen zu lernen, denen es weniger auf den klingenden Lohn ankam.

Schon am Abend vorher kommen Schnitter und Schnitterinnen an, andere mit den ersten Morgenzügen. Im „Ziechli" oder im Zwilchsack trugen sie früher ihre Kleidungsstücke mit, heute sieht man mehr das Köfferchen. Vor Jahren trugen zudem die Schnitter ihre am Worb angebundene Sense bei sich, so wie man sie heute noch etwa in den welschen Heuet ziehen sieht. Hunderte von Arbeitsuchenden gaben sich zur Glanzzeit der Schnittersonntage, vor einigen Jahrzehnten, in Kirchberg und Koppigen ein Stelldichein. Jetzt ist ihre Zahl unbedeutender geworden.

Natürlich erscheinen auch die Arbeitgeber, die Bauern, mit ihrem ganzen Anhang, Bäuerin, Töchtern, Söhnen, oft sogar mit Knechten und Mägden. Von allen Seiten kommen sie im „Bernerwägeli" oder im „Schesli" angefahren, im eleganten Fuhrwerk die Gutsbesitzer, aus dem benachbarten Bucheggberg, dem Amt Fraubrunnen, der solothurnischen Wasseramtei, dem Amt Wangen, den umliegenden Dörfern des Amtes Burgdorf. Zu langen Reihen wachsen vor den Wirtshäusern die Fuhrwerkkolonnen und die Stallknechte haben Mühe und Arbeit, aber einen „goldenen" Tag. Geradezu typische, charakteristische Gestalten bekommt man da zu sehen, urchige Berner Bauern von altem Schrot und Korn, wie sie Gotthelf so prächtig zeichnete. So eignen sich die Schnittersonntage für den Volkskundigen trefflich zu interessanten Volksstudien.

Die Bauern wollen ihre Hilfskräfte „für die Arn" dingen. So entwickelt sich bald der reinste Arbeitsmarkt. Die Arbeitgeber mustern mit Kenneraugen die stellesuchenden Schnitter und Schnitterinnen. Letztere stehen in Grüpplein beisammen, selbstbewußt und zuversichtlich diejenigen, die schon seit Jahren an die Schnittersonntage kommen, scheu und schüchtern jene, die zum erstenmal da sind. Gewöhnlich haben alle schnell eine Stelle gefunden, ist die Nachfrage bei dem herrschenden Mangel an Arbeitskräften doch größer als das Angebot. Rasch wird ein mündlicher Arbeitsvertrag vereinbart, der Taglohn festgesetzt. Es gibt Landwirte, die durch Jahre hindurch an den Schnittersonntagen die gleichen Leute engagieren und wo sich infolgedessen ein vertrauliches Verhältnis herausbildet. Ist man einig, so wird das Kleiderbündel des Schnitters oder der Schnitterinnen versorgt und nun gehts in die Wirtschaft und der ab-